Vandenhoeck & Ruprecht

Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Psychoanalyse

Author(s): Ulrich Clement

Source: *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, Vol. 39, No. 1 (1993), pp. 63-74
Published by: Vandenhoeck & Ruprecht (GmbH & Co. KG)
Stable URL: https://www.jstor.org/stable/23997235
Accessed: 05-03-2021 11:16 UTC

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at https://about.jstor.org/terms

JSTOR

Vandenhoeck & Ruprecht (GmbH & Co. KG) is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

Zsch. psychosom. Med. 39, 63–74, ISSN 0340-5613
© Vandenhoeck & Ruprecht 1993

Aus der Psychosomatischen Klinik (Direktor: Prof. *G. Rudolf*)
der Universität Heidelberg

Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Psychoanalyse[1]

Von Ulrich Clement

Ich möchte den Versuch machen, das Verhältnis zwischen Sexualwissenschaft und Psychoanalyse zu bestimmen. Es geht mir dabei um die Frage, wie die beiden Wissenschaftsrichtungen ihre Vorstellungen über Sexualität theoretisch, empirisch und klinisch-therapeutisch konstituiert haben.

I. Der Widerruf der Verführungstheorie und die Bagatellisierung der manifesten Sexualität

Sigmund Freud war zu Beginn seiner Theoriebildung, in den Jahren nach 1894, als er die Ätiologie der Hysterie untersuchte, der Ansicht, den Psychoneurosen lägen sexuelle Verführungserlebnisse in der Kindheit zugrunde, die in der Regel von einem Erwachsenen initiiert werden und die das Kind passiv erlebt. Diesen Verführungen sprach er zunächst eine pathogenetische Schlüsselposition zu. Seine Überlegungen entstanden in einem Umfeld, im dem sich bereits eine nicht einflußarme sexualpathologische Forschungsrichtung entwickelt hatte. *Freud* stand damals in Kontakt mit den bedeutenden Sexologen seiner Zeit *(Albert Moll, Havelock Ellis, Iwan Bloch)*, insbesondere mit *Richard v. Krafft-Ebing*, dem damals an der Anerkennung der Sexualpathologie als eigener Wissenschaft gelegen war und der sich auch aktiv für die Ernennung *Freuds* zum außerordentlichen Professor eingesetzt hatte.

Freud war also von der frühen Sexologie beeinflußt, gleichwohl wurde er kein Sexologe, sondern begründete mit der Psychoanalyse eine eigene Schule. Daß die eine Wissenschaft nicht in die andere überging, läßt sich nur im Zusammenhang mit *Freuds* Revision der Verführungstheorie und deren Folgen verstehen.

Sein bereits nach wenigen Jahren erfolgter Widerruf der ursprünglichen Theorie und die neu formulierte Ansicht, die von den Patientinnen berichteten

[1] Antrittsvorlesung an der Fakultät für Klinische Medizin II der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg am 12. 6. 1992.

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

Erinnerungen seien im wesentlichen Phantasiegebilde, wird bis heute als entscheidender Schritt für die psychoanalytische Theoriebildung gesehen. *Anna Freud* bringt es in einem sehr viel späteren Brief an *Jeffrey M. Masson* 1981 knapp und deutlich zum Ausdruck: „Wenn man die Verführungstheorie aufrechterhält, dann bedeutet das die Preisgabe des Ödipuskomplexes und damit der gesamten Bedeutung der bewußten wie der unbewußten Phantasien. Danach hätte es meines Erachtens keine Psychoanalyse mehr gegeben."[2] *Freud* rückte damit also von einer realbiographischen Interpretation ab und konnte den Begriff der psychischen Realität einführen, um den es in der Folge ausschließlich gehen sollte.

Die Preisgabe der Verführungstheorie hat, mit anderen Worten, Psychoanalyse erst möglich gemacht. Erst mit der Marginalisierung des Faktischen hatte *Freud* den Weg frei, um den hohen theoretischen Stellenwert der kindlichen Phantasie einzuführen, die ja Voraussetzung ist für die Konstruktion des Ödipus-Komplexes, dessen Dynamik primär durch kindliche Phantasien, nicht durch reales Elternverhalten bestimmt ist. Ob bei dieser radikalen Revision äußere Motive im Spiel waren, etwa *Freuds* Sorge, in die Isolation zu geraten, spielt nur am Rande eine Rolle. Entscheidend ist, daß er (1) damit das Primat der Phantasie vor dem realen Verhalten einführt und (2) die innerfamiliäre Sexualität neu interpunktiert und nicht mehr von den Eltern, sondern dem Kind aus untersucht.

Beide Perspektiven sind bis heute essentials der psychoanalytischen Triebtheorie geblieben. Beide haben eine Sichtweise vorgegeben, die die realen sexuellen Ereignisse relativiert, ja bagatellisiert. Der mainstream der psychoanalytischen Bewegung ist *Freud* darin weitgehend gefolgt und hat das auseinanderdividiert, was zusammengehört, nämlich Realereignisse und Phantasieproduktion. Diese Spaltung, die die latente von der manifesten Sexualität trennt, hat sich in der Praxistheorie der Psychoanalyse weit über das Thema der kindlichen Sexualität hinaus durchgesetzt.

Das Desinteresse an der manifesten Sexualität und die Beschränkung auf unbewußte und vorbewußte Phantasien geht einher mit einer Ausweitung und Aufweichung des Sexualitätsbegriffs. Nachdem *Freud* den ursprünglich genital verstandenen Sexualtrieb auch auf prägenitale Motive bezog, und damit immerhin noch im Körperlich-Sinnlichen blieb, wurde der Triebbegriff später dann immer unschärfer, schließlich vollends zur Metapher verdünnt und entsinnlicht, als fast schon tautologische Worthülse für etwas, das nicht mehr beschreibt, als daß Menschen lebendig sind.

Sexualität ist im Verlauf der psychoanalytischen Theorie- und Praxisentwicklung gewissermaßen von einem festen in einen gasförmigen Zustand über-

[2] *J. M. Masson:* Was hat man dir, du armes Kind, getan? Rowohlt. Reinbek 1984, S. 135 f. Brief an den Autor vom 10. 9. 1981.

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

gegangen, und es läßt sich leicht nachvollziehen, wenn *Paul Parin* in einem Rückblick auf die Theorieentwicklung diesen Aggregatzustand als „Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse" bezeichnet. Der letzte Atemzug dieser Verflüchtigung ist in dem einflußreichen Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie von *Thomä* und *Kächele* (1990) ausgehaucht, in dem von Sexualität so gut wie überhaupt nicht mehr die Rede ist.

Es liegt nahe zu sagen, daß die Marginalisierung der manifesten Sexualität im Verlauf der psychoanalytischen Theoriebildung und Praxis eine eigenständige Sexualforschung heutiger Prägung erst möglich und notwendig gemacht hat. Die Scheu der Psychoanalyse vor der manifesten Sexualität erzeugte die Lücke, in der die Sexualwissenschaft ihre wissenschaftliche und auch klinische Tätigkeit entfaltete. Systemisch gesehen handelt es sich um eine Ausgrenzung und Delegation eines beunruhigenden Inhalts. Psychoanalytisch kann man von einer Spaltung sprechen, die die wichtige Latenz von der unwichtigen Manifestation trennt, eine Spaltung im Dienst einer institutionellen Abwehr.

Diese Delegation beziehungsweise Spaltung ist nicht symmetrisch. In der Sexualwissenschaft hat es immer ein größeres Interesse an der Psychoanalyse gegeben als umgekehrt. So weist *Iwan Bloch,* der als Urheber des Begriffs „Sexualwissenschaft" gilt, im Eröffnungsartikel der von ihm und *Albert Eulenburg* 1914 gegründeten „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" auf die „Bedeutung früherer sexueller Kindheits- und Jugenderlebnisse" hin und schreibt: „Der hier anknüpfende, namentlich in der Psychoanalyse *Freuds* eine große Rolle spielende Begriff der Verdrängung sexueller Erlebnisse und Traumen ins Unbewußte bedarf entschieden einer objektiven und exakten Untersuchung." (*Bloch,* 1914, zitiert nach *Sigusch,* 1988, S. 8). Ein dreiviertel Jahrhundert später formuliert *Volkmar Sigusch* in dem entsprechenden programmatischen Aufsatz der 1988 gegründeten „Zeitschrift für Sexualforschung": „Da Sexualwissenschaft, gerade praktizierende, die Nöte der Menschen verstehen will, sind die psychoanalytischen Theorien des Unbewußten und des Konflikts für sie essentiell." Er fährt aber fort: „Kritische Sexualwissenschaft ist auch kritisch gegenüber der *Freud*schen Psychoanalyse; sie muß durch sie hindurchgehen, ..., weil sie nicht ausreichend gesellschaftstheoretisch und philosphierend auf- und überhaupt nicht organisch und empirisch-soziologisch hinabsteigt." (1988, S. 22).

Es ist nicht ohne Belang, daß das sexualwissenschaftliche Interesse sich vorwiegend auf den triebtheoretischen Ast der Psychoanalyse bezieht, und hier auf Autoren, die eher Distanz zum psychoanalytischen Establishment hatten, insbesondere meine ich *Fritz Morgenthaler* und *Robert Stoller.* So bleibt das Verhältnis zwischen Sexualwissenschaftlern und Psychoanalytikern eines der freundlichen Getrenntheit, das freilich über den „Narzißmus der kleinen Differenzen" hinausgeht und auch mit der Dynamik des Gegenstandes Sexualität zu tun hat.

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

II. Spaltungsprodukte

Der Ethnopsychoanalytiker *Georges Devereux* hat in seinem Buch „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften" (1973) die These vertreten, daß in den Humanwissenschaften durch die unvermeidliche Berührung von Forschungsobjekt und Forscher Angst entsteht, die durch eine von der Gegenübertragung des Forschers motivierte Methodologie abgewehrt wird. Ich halte diese These nicht nur für zutreffend, sondern glaube, daß sie sich auch auf Prozesse der Theoriebildung und der Praxis ausweiten läßt. Bei der Erforschung der menschlichen Sexualität durch die Psychoanalyse und Sexualwissenschaft lassen sich solche Abwehrprozesse erkennen. Damit meine ich nicht nur die methodischen Disziplinierungen, die beide Wissenschaften entwickelt haben, sondern bereits die Tatsache der Spaltung in zwei verschiedene Wissenschaften.

Ich möchte an drei Beispielen zeigen, wie sich dieser Spaltungs- und Delegationsprozeß – Beschränkung der Psychoanalyse auf die sexuelle Latenz, Delegation der sexuellen Manifestationen an die Sexualwissenschaft – darstellt. Es handelt sich um ein klinisch-therapeutisches, ein fachpolitisches und ein empirisches Beispiel.

Therapie sexueller Störungen

Bei Patienten und Patientinnen mit primär sexuellen Störungen müssen sich die Therapeuten relativ schnell und in erster Linie mit der manifesten Sexualität auseinandersetzen. Diese Berührung mit der Sexualität der Patienten induziert bei den Therapeuten Gegenübertragungen, die nicht immer produktiv umgesetzt werden, sondern oft genug in Form von Rationalisierungen abgewehrt werden.

Ein Beispiel einer solchen Rationalisierung ist die Bemerkung eines psychoanalytischen Kollegen, an den ich einen straffällig gewordenen Exhibitionisten überweisen wollte. Er wies die Behandlung letzten Endes mit der Begründung zurück, dieser Patient sei nicht genügend symbolisierungsfähig, müsse seine Konflikte agierend ausdrücken und sei deshalb ungeeignet für eine aufdeckende analytische Psychotherapie. Ich stelle nicht in Abrede, daß die diagnostische Einschätzung stimmen mag. In seiner therapeutischen Konsequenz jedoch drückte dieser Kollege die institutionalisierte und theoretisch überformte Abwehr des psychoanalytischen Systems aus: symbolisierte, also im sprachlichen und in der Phantasie bleibende Sexualität ist analysefähig – agierte, dargestellte Sexualität nicht. Dies ist der Kern der Schwierigkeiten, Patienten mit perverser und auch transsexueller Symptomatik mit ihren sehr ausdrucksstarken und ganz und gar nicht latenten Brüchen sexueller Identität an psy-

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

choanalytische Therapeuten zu vermitteln. Daß es erfreuliche Ausnahmen von dieser Regel gibt, erwähne ich gern, im Prinzip aber bleibt doch ein markanter Kontrast zwischen der theoretischen Freude an der latenten polymorphen Plastizität der Libido und der therapeutischen Scheu, wenn die perverse Phantasie zur Tat wird.

Auch Diagnostik – so übersetze ich *Devereux'* These – kann der Angstabwehr dienen. Selbstverständlich ist die Angst nicht zu kritisieren – sie ist als Gegenübertragungsinformation sogar essentiell für das Verständnis der Dynamik. Die Konsequenz des therapeutischen Rückzugs kritisiere ich allerdings. Dies um so mehr, als wir mittlerweile wissen, daß auch unter den schwierigen und oft als antitherapeutisch bezeichneten Voraussetzungen von laufenden Strafverfahren therapeutische Arbeit möglich ist, trotz des Risikos von Rückfällen. Das setzt freilich voraus, daß die egozentrische Frage, ob ein Patient analytisch therapiefähig sei, umformuliert wird zu der Frage, ob die analytische Therapie für die Patienten geeignet ist und ob die Therapeuten die innere Autonomie haben, durch ein flexibleres und kreativeres Vorgehen auf die spezifische Situation einzugehen. Es war die sexualwissenschaftliche Arbeitsgruppe um *Eberhard Schorsch,* die meines Erachtens richtungweisend gezeigt hat, wie sich Sexualstraftäter auf der Basis eines psychodynamischen Verständnisses behandeln lassen, das so offen ist, daß es auch den punktuellen Einsatz verhaltenstherapeutischer Techniken möglich macht (*Schorsch* et al., 1985).

Dieses Prinzip: Psychodynamisch verstehen – verhaltenstherapeutisch intervenieren, läßt sich vielleicht als Kurzformel dafür fassen, wie die therapeutisch arbeitende Sexualwissenschaft partiell Psychoanalyse für ihre klinische Praxis rezipiert hat. Dies gilt in noch viel ausgefeilterer Form für die weitaus größte Symptomgruppe der Sexualstörungen, die sexuellen Funktionsstörungen. So wurden in der sogenannten *Masters-Johnson*-Therapie, wie sie die Hamburger Arbeitsgruppe um *Gunter Schmidt* entwickelt hat, viele psychodynamische Elemente in das Prozeßverständnis eingeführt (*Arentewicz* u. *Schmidt,* 1980). Das Vorgehen bleibt direkt am sexuellen Verhalten und Erleben, arbeitet konkrete sexuelle Erfahrungen durch und führt so zu emotionalen Neuerfahrungen und zu einem großen Anteil von erheblichen Symptombesserungen. Diese Behandlung, für die sich der Begriff Sexualtherapie durchgesetzt hat, zeigt prototypisch, wie sich mit der manifesten Sexualität therapeutisch produktiv umgehen läßt: Das Behandlungsprogramm ist verhaltenstherapeutisch konzipiert, der therapeutische Prozeß wird aber psychodynamisch reflektiert.

An dieser Therapieform läßt sich nun gut die andere Seite der zur Methode gewordenen Angstabwehr deutlich machen. Während die psychoanalytische Therapie darauf angelegt ist, den Phantasieraum zu öffnen, der ja auch beängstigend sein kann, strukturiert die *Masters-Johnson*-Therapie mit ihrem

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

schrittweisen verhaltensorientierten Behandlungsprogramm die sexuellen Äußerungen so eng, daß hier der Prozeß schon sehr viel Angst bindet und damit eine wichtige Abwehrfunktion hat. Der auf Desensibilisierung angelegte Ablauf hält zugleich die Phantasie unter Kontrolle, indem sie ihr nur einen begrenzten Raum gewährt.

So ist also die Angst der Psychoanalyse vor der manifesten Sexualität und die Angst der Sexualtherapie vor der sexuellen Phantasie in beiden Fällen zur gut begründeten Methode geworden.

Homosexualität

Zur Homosexualität hat die Psychoanalyse ein besonders prekäres Doppelverhältnis. Zwar denken Psychoanalytiker, vor allem der jüngeren Generation, seltener daran, eine homosexuelle Orientierung therapeutisch verändern zu wollen, die Lebensrealität homosexueller Männer ist ihnen damit noch keineswegs geheuer, oft gar nicht bekannt, die lesbischer Frauen schon gar nicht. Dieselben, die *Freuds* Bemerkung gern zitieren, daß die Heterosexualität genauso erklärungsbedürftig sei wie die Homosexualität, erschrecken vor ihr, wenn sie zu nahe kommt, und tragen die Ablehnung homosexueller Kandidaten für die psychoanalytische Weiterbildung mit. Es ist dabei nicht, wie es zum Beispiel der jüngste Titel der hiesigen Institutszeitschrift[3] nahelegt, die Homosexualität, die ausgegrenzt ist, sondern es sind die konkreten homosexuell lebenden Männer. Dieser Unterschied – Homosexualität und homosexuelle Männer – ist gerade in bezug auf meine These von Bedeutung, daß es die gelebte Sexualität, nicht die erlebte Phantasie ist, die der real existierenden Psychoanalyse Schwierigkeiten macht. Daß lesbische Frauen meines Wissens von dieser Ausgrenzung nicht betroffen sind, ist auch kein Hinweis auf eine relative Toleranz, sondern zeigt nur, daß lesbische Sexualität noch nicht einmal der Diskriminierung wert ist.

Ausgrenzungen haben Verarmung zur Folge. Im Falle der Ausgrenzung homosexueller Männer aus der psychoanalytischen Weiterbildung stellt sich die Psychoanalyse ihr Armutszeugnis selbst aus, indem sie eine Pathologisierung beibehält, die andernorts längst abgeschafft ist, beispielsweise in der amerikanischen Psychiatrie seit fast 20 Jahren. Diese Pathologisierung erklärt nichts, sondern ist ihrerseits ein erklärungsbedürftiges homophobes Symptom.

Nehmen wir optimistischerweise an, dieses Symptom wäre heilbar und die Psychoanalyse könnte eines Tages sogar Interesse finden an dem reichen empirischen Wissen, das es in der Sexualwissenschaft über die Lebensform

[3] „Ausgrenzung Homosexualität" ist der Themenschwerpunkt der Zeitschrift „Psychoanalyse im Widerspruch", Heft 7/1992.

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

homosexueller Männer und Frauen gibt, die Vielfalt der sogenannten bisexuellen Ausdrucksformen, die sich nicht der Dichotomie von entweder homosexuell oder heterosexuell fügen und die damit noch lange nicht mit dem eher verdunkelnden als erhellenden Begriff der latenten Homosexualität zu fassen sind. In diesem Fall könnte die am Ende des letzten Jahrhunderts von mehreren Sexologen vertretende Bisexualitätstheorie, d.h. die Vorstellung, von einem primären bisexuellen Potential des Menschen auszugehen, die *Freud* auch übernahm, theoretisch auf neue Weise fruchtbar werden.

Als Beispiel für eine solche Befruchtung möchte ich die Arbeiten des Anthropologen und Sexualwissenschaftlers *Gilbert Herdt* nennen. *Herdt* hatte bei seinen anthropologischen Studien der Sambia in Papua-Neuguinea eine Phase ritueller Homosexualität beschrieben, in der die Jugendlichen bei den erwachsenen Männern Fellatio ausüben und deren Samen aufnehmen, der in ihrer Vorstellung notwendig ist zur Entwicklung von Männlichkeit. Diese Jugendlichen verhalten sich später als Erwachsene weitgehend heterosexuell, geben aber auch ihren Samen an die nachwachsenden Jugendlichen weiter. *Herdt* hat diese Beobachtungen mit dem Psychoanalytiker *Robert J. Stoller* weiterentwickelt zu einer kulturübergreifenden Theorie der Männlichkeitsentwicklung in der Adoleszenz (*Stoller* u. *Herdt*, 1982), für die sich äquivalente, aber anders manifestierte Rituale auch in anderen Kulturen finden lassen. *Herdts* These etwa, daß Männlichkeit – anders als Weiblichkeit – durch Rituale aktiv errungen werden müsse, stellt meiner Einschätzung nach eine Inspiration dar, die psychoanalytische Entwicklungslehre über die ödipale Phase hinaus weiterzuschreiben, was bislang nur ganz vereinzelt geschehen ist.

Innerfamiliäre Sexualität und Ödipus-Komplex

Ich hatte gesagt, daß mit der Aufgabe der Verführungstheorie der theoretische Focus von den Eltern auf die kindliche Phantasie verschoben wurde, was das Axiom des Ödipuskomplexes als Kernkomplex der Neurose erst möglich machte. *Freud* hatte den Ödipuskomplex zunächst aus der Perspektive des Jungen entwickelt, ihn später dann als entsprechend für das Mädchen gültig erklärt. Dem ist später zwar widersprochen worden, aber diese Widersprüche blieben innerhalb der Perspektive der kindlichen Phantasie und vernachlässigten weiter die Seite der Eltern.

In den letzten 10 Jahren wurde das Problem des sexuellen Mißbrauchs vor allem durch die Frauenbewegung aktualisiert und öffentlich gemacht. Zu einem sehr großen Teil bezieht sich der Mißbrauch auf innerfamiliäre Sexualität, hier meist auf sexuelle Kontakte zwischen erwachsenen Männern (Vätern, Stiefvätern, älteren Verwandten) und Mädchen. Alle anderen Formen sind weitaus seltener. Auch in Ambulanzgesprächen und Psychotherapien nehmen

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

Berichte von Patientinnen über sexuelle Mißbrauchserfahrungen durch ein männliches Familienmitglied in der Kindheit und Jugend zu. Solide empirische Studien zum Umfang des Problems liegen hierzulande nicht vor. Eine Schätzung der Größenordnung läßt sich aber einer umfangreichen Repräsentativstudie in den Niederlanden, also einem kulturell vergleichbaren Land, entnehmen. Hier gaben immerhin 15,5 % der interviewten Frauen an, vor ihrem 16. Lebensjahr von einem männlichen Familienmitglied sexuell mißbraucht worden zu sein (*Draijer,* 1990).

Dieser Kontrast zwischen Ödipustheorie und dem realen innerfamiliären sexuellen Mißbrauch reizt natürlich zu der Frage, ob *Freud* nicht besser bei seiner ursprünglichen Position geblieben wäre. Viel wesentlicher aber ist es, diese Frage an die heutigen Psychoanalytiker zu stellen. Offenbar laufen Ödipustheorie und der reale sexuelle Mißbrauch völlig aneinander vorbei, beschreiben etwas gänzlich anderes. Hier der kleine Junge, der die Mutter begehrt, dort der Vater, der die kleine Tochter mißbraucht. Hier Verführungswunsch, dort reale Gewalt. Hier die Initiative beim Kind, dort beim Erwachsenen.

Nun wäre es falsch, die eine Einseitigkeit durch die andere zu ersetzen, wie das bei einem Teil der Mißbrauchsdiskussion geschieht, die sich einseitig auf den Gewaltaspekt und die Täterschaft der Eltern festgelegt hat. Das Beispiel macht aber deutlich, wie steril eine Theorie werden kann, wenn sie sich so in die Abstraktion verdünnt, daß sie durch Realität nicht mehr irritierbar ist. So bleibt die Psychoanalyse ohne theoretische Antwort auf das, was sie ausgeblendet hat, nämlich das sexuelle Interesse der Väter an den Töchtern, das die Gültigkeit des Inzesttabus und der ödipalen Lesart innerfamiliärer Sexualität so offensichtlich in Frage stellt.

III. Wandel der Erscheinungen – Konstanz der Latenz?

Ich habe bisher eine Dimension nicht angesprochen, die bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sexualität innerhalb der Sexualforschung empirisch wie theoretisch für bedeutsam angesehen wird, innerhalb der Psychoanalyse aber nur am Rande Interesse findet. Ich meine die Veränderungen des Gegenstandes Sexualität über die Zeit. Gerade für den empirisch-soziologischen Ast der Sexualforschung hat sich gewissermaßen als chronische übergeordnete Frage gestellt, wie der sich historisch verändernde gesellschaftlich-kulturelle Kontext, innerhalb dessen Sexualität gelebt wird, diese auch historisch neu konstituiert.

Gunter Schmidt, der im Anschluß an *Norbert Elias* (1974) die „Veränderungen des Trieb- und Affektlebens" seit dem Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert nachgezeichnet hat, sieht die Erniedrigung der Scham- und Peinlichkeitsgren-

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

ze, die Verlagerung der sozialen Kontrolle vom Fremdzwang zum Selbstzwang durch die Verinnerlichung gesellschaftlicher Erwartungen in eine Zunahme der Affektkontrolle und gleichzeitige Affektdifferenzierung einmünden (*Schmidt,* 1986). In diesem Zuge beschreibt er eine Verinnerlichung der Sexualkontrolle mit der paradoxen Folge einer Intensivierung der sexuellen Phantasie: Sexualverbote führen zur Sexualisierung der Phantasie.

Schmidt sieht die Verinnerlichung der Kontrolle über Sexualität als Voraussetzung dafür, daß sich das Konzept des Triebes als populäre und wissenschaftliche Vorstellung entwickeln kann, eines Triebes, dessen Gefährlichkeit proportional zu seiner Unterdrückung gesehen wird. Die frühe Psychoanalyse hat dieses von ihm später als „hydraulisches Modell" ironisierte Bild eines sich akkumulierenden Druckes, der zur Entladung drängt, übernommen. Auf dem Boden dieser Vorstellung hat sie ihre frühen neurosentheoretischen Ansätze entwickelt. Man muß wohl sagen, daß die Psychoanalyse erst auf dem Hintergrund des historischen Prozesses entstehen konnte, der ihren zentralen Gegenstand, die Sexualität, kulturell in den Zustand gebracht hatte, den sie dann theoretisch faßte: verdrängt, unbewußt, konflikthaft.

Die späteren Weiterentwicklungen der Psychoanalyse sind theorieimmanent, sie werden auch von denen, die sie betreiben, nicht so verstanden, als seien sie die Reaktion auf Veränderungen des Gegenstandes Sexualität. Psychoanalyse kann also so tun, als seien die unbewußten Konflikte, damit auch das Sexuelle, relative anthropologische Konstanten, die zwar im Lauf der Theorieentwicklung neu interpretierbar sind, die sich selbst aber nicht verändern. Diese essentialistische Grundüberzeugung fällt einer ausschließlich hermeneutischen Konzeption von Psychoanalyse vielleicht deshalb leichter, weil sie gar nicht auf empirische Überprüfung und Widerlegbarkeit angelegt ist.

Sexualwissenschaft dagegen, die sich empirisch versteht und an sexuellen Manifestationen interessiert ist, muß sich direkter fragen, wieweit sie selbst Teil der Veränderungen ist, die sie beschreibt. Für sie ist noch deutlicher, wie sie von dem gesellschaftlich-kulturellen Kontext hervorgebracht ist, den sie untersucht.

Das möchte ich an einem Beispiel deutlich machen, das *John H. Gagnon* (1990) zitiert, den Studien zur Homosexualität. Diejenigen Untersuchungen, die – wie *Gagnon* es charakterisiert – bis in die 50er Jahre von „objektiven und desinteressierten" heterosexuellen Forschern durchgeführt wurden, erzeugten durch ihre essentialistische Fragestellung nach „der" homosexuellen Persönlichkeit oder „der" Ursache von Homosexualität überhaupt erst das Bild von homosexuellen Männern, das sie glaubten vorzufinden. Ungewollt waren sie Teil des gesellschaftlichen Systems, das „den Homosexuellen" typologisch festlegen wollte. Parallel mit der Homosexuellen-Emanzipationsbewegung in den USA änderte sich auch die Forschungslandschaft. Nun wurde die Forschung nicht mehr von den scheinbar objektiven Außenstehenden be-

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

trieben, sondern es bildete sich eine von Homosexuellen betriebene Homosexuellenforschung heraus, deren Fragestellungen auch schnell eine ganz andere Richtung nahm. Typologische und Ursachenfragen waren desavouiert und Fragen der homosexuellen Lebensform bestimmten die Forschung und erzeugten damit auch eine andere gesellschaftliche Realität der Homosexualität.

Das Beispiel zeigt, daß sich angesichts des Wandels der sexuellen Erscheinungen Sexualwissenschaft schwerer tut als Psychoanalyse, von einer essentialistischen Position aus in den Veränderungen nur äußerliche Variationen des substantiell gleichen Inhalts zu sehen. Wohl deshalb spielt die Essentialismus-Konstruktivismus-Debatte in der Sexualwissenschaft der letzten Jahre eine zunehmende Bedeutung: Weil sie einhergeht mit dem Bewußtsein, daß auch ihre letzte essentialistische Hoffnung zu bröckeln beginnt, die in der Aufrechterhaltung des Unterdrückungsparadigmas verdichtet ist. Mit Unterdrückungsparadigma meine ich den gemeinsamen inhaltlichen Nenner all der Vorstellungen, die sexuelle Wünsche und sexuelles Verhalten als Trieb verstehen, dem sich einengende, verbietende, restriktive Gegenkräfte entgegenstellen und an ihrem Ausdruck hindern.

IV. Das Ende des Unterdrückungsparadigmas

Sicher hat gerade der Impetus, sich auf die Seite der unterdrückten Regungen zu stellen und diesen zum Ausdruck zu verhelfen, einen großen Teil sexologischer Forschungsmotivation getragen. *Martin Dannecker* sagte dies vor kurzem so: „Dadurch, daß die Sexualforschung sich auf die Seite des sexuellen Elends schlug und die sexuelle Repression bekämpfte, wähnte sie sich sozusagen ganz und gar auf der Seite der Subjekte. Unübersehbar ist auch ein gewisser missionarischer Gestus, der gerade den besseren Zweig der Sexualforschung lange prägte." (*Dannecker,* 1991, S. 291).

Ich möchte aber in Frage stellen, ob diese Leitfigur des aufklärerischen Kampfes gegen die sexuelle Unterdrückung noch eine brauchbare Orientierung für die Sexualwissenschaft der Zukunft hergibt. *John H. Gagnon,* dessen Arbeiten gerade die sozialwissenschaftliche Sexualwissenschaft stark beeinflußt haben, sieht diese gegenwärtig in einer Situation, die er „interparadigmatisch" (1990, S. 177) nennt. Ich teile diese Einschätzung. Das alte Forschungs-Paradigma, der positivistisch-aufklärerische Impetus, die wahren Tatsachen gegen die falschen Normen zu setzen, der seit den beiden *Kinsey*-Berichten ganze Generationen empirischer Sexualforschung bestimmt hat, ist verbraucht. Er war der wissenschaftliche Part der Meta-Erzählung von sexueller Repression und Befreiung und als solcher auch an diese gebunden; er verliert nun aber in dem Maße seine Legitimation, wie das Unterdrückungs-

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

paradigma auch gesellschaftlich nicht mehr die zentrale Figur des sexuellen Diskurses ist.

Am differenziertesten hat das *Michel Foucault* ausgedrückt, als er sagte: „Ich habe ... keineswegs behauptet, daß es keine Unterdrückung der Sexualität gegeben habe. Ich habe mich nur gefragt, ob man zur Entschlüsselung der Beziehungen zwischen der Macht, dem Wissen und dem Sex die gesamte Analyse am Begriff der Repression orientieren müsse; oder ob man diese Dinge nicht besser begreifen könnte, wenn man die Untersagungen, die Verhinderungen, die Verwerfungen und die Verbergungen in eine komplexere und globalere Strategie einordnet, die nicht auf die Verdrängung als Haupt- und Grundziel gerichtet ist." (1977, S. 8)

In der Tat: Sexualforschung kann heute nicht mehr gleichbedeutend damit sein, sexuelle Unterdrücktheit zu konstatieren und zum soundsovielten Mal die Restriktivität von Normen dingfest zu machen. Sie kann es auch nicht, indem sie sich theorieromantisch an das frühe Triebkonzept der Psychoanalyse anschmiegt.

Aber das erfordert nicht nur theoretisch, sondern auch methodisch eine neue Perspektive. Die sexualwissenschaftliche Methodik hat sich in der Vergangenheit kaum entwickelt; sie ist dringend innovationsbedürftig. Die Sexualforschung des verhaltenszählenden, aber auch des erlebnisvermessenden Typs wird zwar nicht überflüssig werden, hat aber als Prototyp sexologischer Methodik ausgedient.

Ich plädiere für eine Neubewertung der qualitativen und der Einzelfallforschung. Die Untersagungen und die Verbergungen, von denen *Foucault* spricht, aber auch die Wunschproduktionen, die Inszenierungen von Triebbefriedigungen müssen im Einzelfall und an einzelnen Situationen, Störungen, Szenen nachgezeichnet und untersucht werden. Das heißt, daß nicht das Verhalten oder Erleben die kleinste Untersuchungseinheit sein sollten, sondern sexuelle Interaktionen, Szenen, Beziehungsgestaltungen. Was die Psychotherapieforschung in der Analyse des Zentralen Beziehungskonflikt-Themas avisiert und was die Sozialpsychologie mit etwas anderem Akzent als Skript-Analyse betreibt, sind Elemente einer Methodik, die ich für richtungsweisend halte. Inhaltlich sehe ich hier die Chance, das, was zusammengehört, nämlich latente Dynamik und reale Inszenierung, auch empirisch zusammenzusehen und theoretisch zusammen zu denken.

Literatur

Arentewicz, G., G. Schmidt (Hrsg.): Sexuell gestörte Beziehungen. Heidelberg: Springer 1980. – *Dannecker, M.:* Sexualität als Gegenstand der Sexualforschung. Zeitschrift für Sexualforschung 4, 281–293 (1992). – *Devereux, G.:* Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Carl Hanser 1973. – *Draijer, N.:* Die Rolle

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms

von sexuellem Mißbrauch und körperlicher Mißhandlung in der Ätiologie psychischer Störungen bei Frauen. System Familie 3, 59–73 (1990). – *Elias, N.:* Über den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt: Suhrkamp 1979. – *Foucault, M.:* Sexualität und Wahrheit. Frankfurt: Suhrkamp 1977. – *Gagnon, J. H.:* Gender preference in erotic relations: The Kinsey scale and sexual scripts. In: *McWhirter, D. P., S. A. Sanders, J. M. Reinisch* (eds.): Homosexuality/Heterosexuality. Concepts of Sexual Orientation, pp. 177–209. New York, Oxford: Oxford University Press 1990. – *Herdt, G.:* Developmental discontinuities and sexual orientation across cultures. In: *McWhirter, D. P., S. A. Sanders, J. M. Reinisch* (eds.): Homosexuality/Heterosexuality. Concepts of Sexual Orientation, pp. 208–236. New York, Oxford: Oxford University Press 1990. – *Masson, J. M.:* Was hat man dir, du armes Kind, getan? Reinbek: Rowohlt 1984. – *Parin, P.:* Die Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse. Vortrag auf der 15. Wissenschaftlichen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung am 3. 10. 1985 in Hannover. Nachdruck in Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.): Sexualität, S. 11–22. Syndikat/EVA 1986. – *Schmidt, G.:* Das große DerDieDas. März: Herbstein 1986. – *Schorsch, E., G. Galedary, A. Haag, M. Hauch, H. Lohse:* Perversion als Straftat. Heidelberg: Springer 1985. – *Sigusch, V.:* Was heißt kritische Sexualwissenschaft? Zeitschrift für Sexualforschung 1, 1–29 (1988). – *Stoller, R. J., G. Herdt:* The development of gender identity: A cross-cultural contribution. Journal of the American Psychoanalytic Association 30, 29–59 (1982). – *Thomä, H., H. Kächele:* Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Band 1: Grundlagen. Heidelberg: Springer 1990.

Anschr. d. Verf.: Priv.-Doz. Dr. U. Clement, Psychosomatische Klinik, Universität Heidelberg, Thibautstraße 2, 6900 Heidelberg.

This content downloaded from 217.92.67.19 on Fri, 05 Mar 2021 11:16:10 UTC
All use subject to https://about.jstor.org/terms